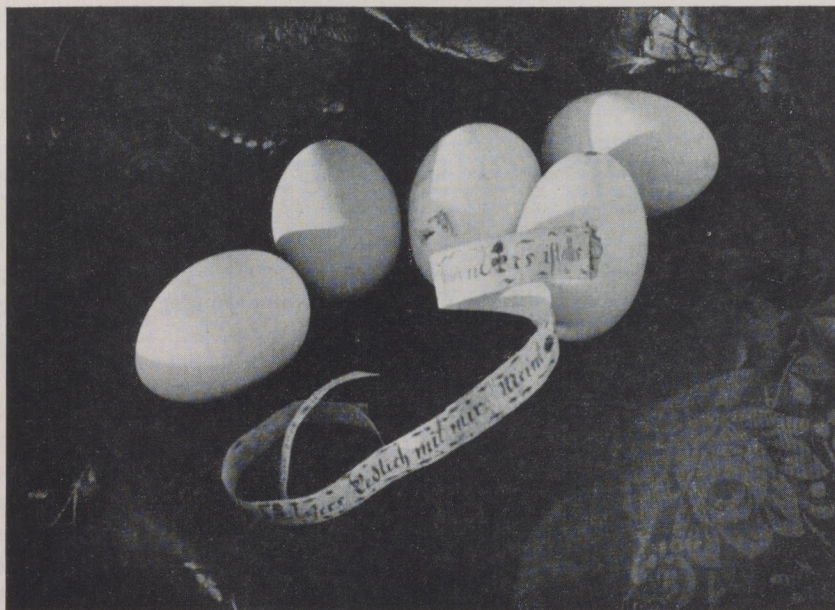




Österliche Liebesbotschaft

Die Geschichte eines kleinen volkskundlichen Fundes auf der Alb

Von Angelika Bischoff-Luitblen

Sie schläft wohl nun schon über zwei Jahrzehnte droben im Gottesacker bei den schmiedeisernen Kreuzen, die alte Wanglermutter, die damals an meiner Tür stand. Trotzdem erinnere ich mich noch deutlich an ihre Gestalt im Halbdunkel, an das verlegene Rücken des Kopftuchknotens unter dem Kinn, als sie mich begrüßte: „Was glaubet Sie au, was i heut von Ihne möcht'?" Ich bat sie herein, und sie setzte sich rückengerade auf einen Lehnstuhl und legte die Schurzfalten senkrecht. Ja, ich sammle doch Altertümer, druckte sie. Das Wort „Altertümer“ hat sich bei unseren Albleuten für alte Ausstattungsstücke eingepreßt; diese Kette und jene Haube sei „ein Altertum“, sagen sie und verbinden damit meist auch gleich die unklare Vorstellung, daß es etwas wert sein müsse.

Doch, meinte ich, gelegentlich sammle ich schon welche. Es komme darauf an. Ob sie etwas habe?

Ja, sie habe etwas. Aber, nichts für ungut, es sei wohl von früher, aber ob es so ein richtiges Altertum sei, das wisse sie auch wieder nicht. Es sei eigentlich nur

etwas Kleines, zum Gebrauch sei es auch nicht, womöglich habe es auch gar keinen Wert. Sie hatte bis jetzt die Linke im „Rocksack“ unter dem Schurz gehabt, nun zog sie sie plötzlich vor und öffnete sie: Da lag auf der schwarzirilligen Handfläche etwas Winziges, Zusammengerolltes aus Papier; auf den ersten Blick sah es wie ein schmales Metermaß aus, das Papier war ein kaum zentimeterbreites Band und unter dem Licht betrachtet zeigten sich auch Zeichen. Aber es waren keine Zeichen, es waren hübsche alte mit Wasserfarben gemalte Buchstaben, dazwischen gab es Pünktchen und Tüpfelchen und reizende, ebenfalls winzige, bäuerlich-biedermeierliche Zeichnungen: Bäumchen, Rosen, Sterne, Blumen an Stengeln, Vögel im Flug und ein leibhafter Engel mit Pausbacken und Flügeln, alles naiv und doch mit einer gewissen Gewandtheit gezeichnet und gemalt. Die Buchstaben schienen sich zu einem Gedicht zusammenzufügen, die einzelnen Zeilen wechselten in den Farben, einmal ein verblichenes Holzbraun, dann wieder ein noch leuchtend gebliebenes Rot.

Viel wesens mach ich Nicht. Der Falschheit bin ich Feind.

Wers Redlich mit mir meint. Der ist mein treuster Freund.

Es ist alles heraus gezogen. Der Vogel ist ausgeflogen. Ade  

„Gelt, aber des wisset Sie net, was des ist?“, sagte schließlich meine Besucherin ein wenig triumphierend. Nein, ich wußte es nicht, ich hatte so etwas noch nie gesehen. Sie erzählte mir nun folgendes: Das sei ein Osterschmerz gewesen. Man habe das Papierröllchen aufgewickelt in ein ausgeblasenes Ei hineinpraktiziert, habe die Löcher dann wieder mit Wachs „zupetschiert“, bloß ein Schlitz in der Längsseite des Eis sei offen geblieben, dort habe der Anfang des Papierröllchens herausgesehen, damit der Empfänger daran habe ziehen können. Das habe man früher „seiner Bekanntschaft“ zu Ostern gegeben, fügte sie verlegen hinzu.

Bei mir fing die Phantasie schon zu arbeiten an, ich hatte das Ende in der Hand, wickelte und las folgendes:

Hier verehr ich dir ein Osterei,
Zieh langsam raus, sonst brichts entzwei.
Es hats gelegt ein junger Has
In unsern Garten ins grüne Gras.
Aus lauter Lieb und Treu
Verehr ich dir mein Herz dabei.
Herz liebe mich als wie ich dich,
So bleibt die Lieb beständiglich.
Liebe mich nur treu und fest
Als wie der Baum sein Nest.
Lieben und nichts haben
Ist härter als Steine graben,
Treues Herze, süßer Mund
Ist der beste Liebesgrund.
Daß ich dich lieb, das muß ich sagen,
Daß du mich wieder liebst, das muß ich wagen.
Viel Wesens mach ich nicht,
Der Falschheit bin ich feind,
Wers redlich mit mir meint,
Der ist mein treuster Freund.
Es ist alles herausgezogen,
Der Vogel ist ausgeflogen.
Ade!

Nach dem Wort „Ade!“ folgte der schon erwähnte Engel, rundlich und „postiert“, wie man auf der Alb sagen würde, und danach, nach einer kleinen Strecke beredten Schweigens, ein gerade auffliegender Vogel, ein so lustiges, flattriges und unbeholfenes Exemplar, daß man wirklich meinen konnte, er habe dies inhaltschwere Ei soeben unter Schmerzen selbst gelegt.

Ich mußte lachen, und die Wanglertmutter lachte nun auch. Das sei aber etwas Nettes, meinte ich, und woher sie es habe?

Von ihrer Mutter, wahrscheinlich – oder sie wisse es auch nicht so recht. Es sei halt dagewesen. Eine Unsicherheit in ihrer Stimme ließ mich aufhorchen. Wie alt war die Wanglertmutter denn eigentlich? Ich rechnete. Bald achtzig wohl. Konnte ihre eigene Jugend in diese Zeit zurückreichen, wo solche gemütvollen Schreibereien-Erinnerungstafeln, Poesiealbums, Ofenkacheln, Liebes- und Patenbriefe, Himmelsbotschaften auf unseren Dörfern im Schwange waren? An einen Liebesbrief erinnerte ich mich, der aus der Mitte des letzten Jahrhunderts stammte, ähnlich orakelhaft aus vielen Herzen zusammengeheimnist war und dessen Lyrik ähnlich tönte, so ein wenig nach Spruchweisheit und scherzhafter Belehrung mit erhobenem Zeigefinger: O du engelische Zier-ach wie wohl gefällst du mir-weil du so liebeich im Gesicht-kann ich dich vergessen nicht-weißt du nicht, vor ettelich Jahr-wie bekannt ich mit dir war-es ist gewiß die allergrößte Pein-einander sehen gern und nicht bey-sammen sein usf. Der Lehrer oder die Näherin mochten solche Dinge auf Bestellung verfertigt haben. Ob sie auch die Verse geschmiedet hatten? Sie gingen zweizeilig und gewissermaßen unzusammenhängend einher, so als seien sie schon dazu bestimmt, irgendwie getrennt und nacheinander genossen zu werden, auf sechzehnerlei Herzen oder als Spruchband aus dem Osterei.

Die Wanglertmutter saß still da, die Hände über dem Schurz zusammengelegt. Ich dachte an ihr Leben, so-

viel ich davon wußte; es wich nicht viel von dem der anderen Frauen ab, viel Arbeit, ein mürrischer Mann, verheiratete Kinder, die der müd gewordenen Mutter nicht viele gute Worte gaben. Barg dies schmale Papierbändchen in meiner Hand eine stille Erinnerung aus längst verblichener Zeit? War der Geber jenes Ostereis tot, ausgewandert, andernorts verheiratet? Alte Leute leben ja wieder so lebendig in ihrer Jugend und lassen sich vom Glanz ihrer Kinderzeit besonnen! Was sie weiterhin sagte, schien meiner Vermutung recht zu geben. Ich solle das Papierle doch einmal aufheben. Vielleicht habe ich eine Freude daran. Sie wolle nichts, nein unter gar keinen Umständen, dafür. Es sei

nur, ihre Kinder würden vielleicht einmal lachen, wenn sie so etwas fänden bei einem alten Weib. Und verbrennen möge man so etwas doch auch nicht, es sei halt doch ein Altertum.

Sie ließ das bemalte Bändchen da und wir trennten uns. Ich nahm mir vor, ihr eine Flasche Roten zu bringen, die Alten bei uns trinken ihn gern, sie meinen, er „hebe“ sie noch eine Weile. Aber die Wanglermutter war schneller, und plötzlich stand ich an ihrem Grab. Ich mußte lächeln, wenn ich an das kleine Geheimnis dachte, das sie vielleicht mit hinuntergenommen hatte und dessen unschuldiges, buntes und bildhaftes Zeugnis ich in meiner Lade bewahrte.

Vom Türkenbund in der Stuttgarter Umgebung

Von Wilhelm Kreh

Wenn die Stadt Stuttgart nach einer schön blühenden, durch besondere Häufigkeit in ihrer Umgebung ausgezeichneten Wildpflanze Ausschau halten würde, etwa für Repräsentationszwecke im wiedererstandenen „Wildpflanzengarten“ der kommenden Gartenschau, könnte ihr der Florist den Türkenbund (*Lilium martagon*) nennen (Abb. 1). Das würde vielleicht Überraschung hervorrufen. Zwar darüber, daß dieser einzige Vertreter des stolzen Liliengeschlechts in unseren Wäldern sich durch ungewöhnliche, fast fremdartig wirkende Blütenschönheit auszeichnet, dürfte kein Zweifel bestehen. Schon sein Name weist auf die starke Wirkung hin, die von ihm ausgeht. Aber daß er gerade in der Stuttgarter Umgebung besonders häufig vorkommt, ist wenig bekannt. Er gilt mit Recht als Charakterpflanze der Buchenwälder der Schwäbischen Alb, in denen er oft zu Hunderten, ja Tausenden, wächst. In seinem riesigen, sich über den ganzen Laubwaldgürtel von Eurasien erstreckenden Gesamtverbreitungsgebiet hat er aber selbstverständlich noch viele weitere Besiedlungsschwerpunkte. Einen solchen, wenn schon von bescheidenem Umfang, stellt auch das Stuttgarter Gebiet dar, das in seiner üblichen Umgrenzung knapp 1000 qkm umfaßt. Gegen 40 Wuchsorte des Türkenbunds wurden in den letzten 30 Jahren festgestellt. Er wächst gesellig, bildet kleinere oder größere Bestände, die oft durch weite unbesiedelte Flächen getrennt sind. Bei

dieser Zahl der Wuchsorte ist zu berücksichtigen, daß ihm ein großer Teil seines ursprünglichen Siedlungsgebiets durch die starke Entwaldung unserer Heimat genommen wurde. Heute finden wir ihn noch reichlich in den großen Keuperwäldern, im Gloms- und westlichen Schurwald, spärlich auch in den Berglen, ebenso recht regelmäßig in den kleinen Hangwäldern (Klebwäldern) des Muschelkalkgebiets, vor allem im Rems-, Gloms-, Enztal.

Im Wohngebiet von Groß-Stuttgart sind natürlich verschiedene alte Wuchsorte durch Überbauung erloschen; Kirchner (Flora von Stuttgart 1888) nennt Hasenberg, Kaltental, Böhmisreute, an der Weinsteige, Gablenberg. Einige wenige haben sich immerhin, zuweilen in nächster Nähe von Häusern, zäh bis heute gehalten, wenn auch nur in wenigen Pflanzen. Es fällt auf, daß starke Siedlungen nur in größerer Entfernung vom Stadtrand vorkommen. Die vier stärksten, über 100 Pflanzen zählenden, sind gegen 10 km entfernt. Die näher liegenden sind wesentlich schwächer; ein Dutzend Pflanzen oder noch weniger enthalten sie. Die Berührung mit dem Menschen ist der auffallenden Pflanze schlecht bekommen. Die heutige Verbreitung des Türkenbunds hat weitgehend Reliktcharakter. Wenn auch die Zahl der Wuchsorte des Stuttgarter Gebiets, verglichen mit anderen Teilen des württembergischen Unterlands, recht groß ist, dürfte die Gesamtzahl der Pflanzen, die es noch ent-